

(Nachdruck verboten.)

681

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Adolf Geh.

Latzjana sprach:

„Deswegen leben also die Menschen! . . . Wie wunderbar — ich höre Euch an und merke, das weiß ich ja alles schon! Vor Euch habe ich solche Sachen noch nie gehört und solche Gedanken nicht gehabt . . . ja . . .“

„Wir müssen etwas essen, Latzjana, und das Licht auslöschen!“ sagte Stephan finster und langsam. „Sonst sehen die Leute, bei Tschumatoys hat lange Licht gebrannt. Uns macht das nichts aus . . . aber für den Gast kann es böse Folgen haben . . .“

Latzjana stand auf und ging zum Ofen.

„Ja — a!“ meinte Peter leise lächelnd. „Jetzt, Freund, heißt es die Ohren steif gehalten! Wenn die Zeitung unter den Leuten erscheint . . .“

„Ich spreche nicht von mir . . . Wenn man mich festnimmt, ist das kein großes Unglück . . .“

Sein Weib trat an den Tisch und sagte:

„Geh . . .“

Er stand auf, trat beiseite, sah zu, wie sie den Tisch deckte und sagte lächelnd:

„Der Preis für unsereins — ist ein Fünfer das ganze Bund, selbst wenn ein Schod im Bund ist . . .“

Die Mutter empfand plötzlich Bedauern mit ihm, er gefiel ihr jetzt besser. Sie fühlte sich nach ihrer Rede wie erfrischt, war mit sich zufrieden und wünschte allen Gutes und Schönes.

„Was Du da sagst, ist nicht richtig!“ meinte sie. „Der Mensch braucht nicht damit einverstanden zu sein, wie ihn die Leute beurteilen, die nur sein Blut brauchen. Man muß sich selbst von innen schätzen, nicht für die Feinde, sondern für die Freunde . . .“

„Was haben wir für Freunde?“ rief der Bauer leise. „Höchstens bis es ans Essen und Trinken geht . . .“

„Ich sage, das Volk hat Freunde . . .“

„Ja, aber nicht hier . . . Das ist die Sache!“ erwiderte Stephan nachdenklich.

„Ihr solltet hier welche werben . . .“

Stephan dachte nach und sagte leise:

„N'ja, das müßte man . . .“

„Setzt Euch zu Tisch!“ forderte Latzjana sie auf.

Beim Abendessen redete Peter, der von den Worten der Mutter ganz erdrückt war und den Kopf verloren hatte, wieder lebhaft und schnell:

„Mamachen, Sie müßten morgen früh von hier fort fahren, damit Sie nicht bemerkt werden . . . Und dann zur nächsten Station und nicht in die Stadt . . . Fahren Sie mit der Post? . . .“

„Warum? Ich bringe sie fort . . .“ sagte Stephan.

„Nur das nicht. Im Falle, daß etwas passiert, wird man Dich fragen: Hat sie bei Dir übernachtet? Wo ist sie geblieben? Ich habe sie fortgebracht . . . Aha, Du hast sie fortgebracht? Dann marschiere nur ins Loch! . . . Hast verstanden? Wozu denn die Eile, ins Loch zu kommen? Hat alles seine Zeit — Eile mit Weile, wie das Sprichwort lautet . . . Hat sie aber einfach hier übernachtet, Pferde gemietet und ist dann fortgefahren, dann ist es ein ander Ding! Wer übernachtet hier nicht alles? Ein vielbereifteres Dorf . . .“

„Wo hast Du, Peter, die Angst gelernt?“ fragte Latzjana spöttisch.

„Man muß alles kennen lernen, Gebatterin!“ rief Peter und schlug sich aufs Knie. „Angst ebenso wie Verwegenheit! Weißt Du noch, wie der Landrichter wegen der Zeitung Waganow gebauen hat? Jetzt kriegst Du ihn für viel Geld nicht dazu, daß er ein Buch in die Hand nimmt . . . Glauben Sie mir, Mamachen, ich verstehe mich auf diese Dinge, das weiß jeder . . . Schriften und Papiere verbreite ich Euch . . . so viel Ihr wollt! Unser Volk hier ist natürlich nicht sehr gebildet und recht ängstlich, aber was macht das? Die Zeit jetzt einem doch so zu, daß man unwillkürlich die Augen auf tut. Es gibt Beispiele, daß ein Ungebildeter mehr als ein Gebildeter begreift, besonders, wenn der Gebildete satt ist!

Die Behörde merkt auch, daß mit dem Bauern etwas los ist — er lacht wenig und ist unfreundlich . . . will sich überhaupt die Obrigkeit abgewöhnen . . . Neulich kamen sie in Smolja-kowo — ist ein kleines Dorf hier in der Nähe — um Abgaben zu erheben, die Bauern aber stellten sich sofort auf die Hinterbeine und greifen nach Baumstäben . . . Der Kommissar sagt: Ihr Hundsfotte! Das geht ja gegen den Zaren! Ein Bauer, Spiwakin, meint darauf: Laßt mich doch mit Eurem Zaren ungeschoren! Was ist denn das für ein Zar, der einem das letzte Hemd von der Schulter reißt? . . . Soweit ist es gekommen, Mamachen! Natürlich flog Spiwakin ins Loch . . . Aber sein Wort, das blieb und selbst die kleinen Jungen kennen es jetzt . . . Es schreit und lebt.“

Er aß nicht, sondern sprach fortwährend in schnellem Flüstern. Seine dunklen, schelmischen Augen glänzten mutig und dabei schüttelte er wie Kupfermünzen aus einer Börse unzählige kleine Büge aus dem ländlichen Leben vor der Mutter aus.

Zweimal sagte Stephan zu ihm:

„Du solltest doch essen . . .“

Peter aß ein Stück Brot und floß wieder von Erzählungen über, wie ein Stieglitz von Vögeln. Endlich nach dem Abendessen sprang er auf und erklärte:

„Ich muß jetzt nach Hause! . . .“

Er trat vor die Mutter hin, nickte, schüttelte ihr die Hand und sagte:

„Leben Sie wohl, Mamachen! Vielleicht sehen wir uns niemals wieder . . . Ich muß Ihnen sagen, daß alles das sehr schön ist . . . daß ich Sie getroffen habe und was Sie gesagt haben . . . Das war sehr schön! Haben Sie in dem Kofferchen noch was außer den gedruckten Sachen? . . . Ein wollenes Tuch? Gut . . . Ein wollenes Tuch, Stephan, vergiß das nicht! Er bringt Ihnen das Kofferchen gleich . . . Komm Stephan! . . . Lebt wohl! Ich wünsch Euch alles Gute! . . .“

Als sie fort waren, bereitete Latzjana das Bett für die Mutter. Sie schleppte Kleider vom Ofen und von der Britsche und legte sie auf die Bank.

„Ist der aber lebhaft!“ meinte die Mutter.

Die Wirtin blickte sie finster an und antwortete:

„Etwas leichtes Kaliber. Dimmelt und bammelt, aber man hört es nicht weit.“

„Und Euer Mann — was ist er für ein Mensch?“ fragte die Mutter.

„Ein guter Bauer . . . trinkt nicht, und wir leben einig . . . Nur hat er einen schwachen Charakter . . .“

Sie richtete sich gerade und sagte nach kurzem Schweigen: „Sie sagen: auch die jungen Damen beschäftigen sich mit Eurer Sache, gehen unter die Arbeiter, lesen . . . Eteln sie sich nicht davor, haben sie keine Furcht?“

Und nachdem sie aufmerksam die Antwort der Mutter angehört, senkte sie tief. Dann senkte sie die Augenlider, neigte den Kopf und begann wieder:

„In einem Buche habe ich die Worte gelesen — Ein Leben ohne Sinn . . . Das habe ich begriffen . . . sofort! Ich kenne solches Leben — Gedanken sind da, aber sie sind nicht miteinander verbunden und irren wie dumme Schafe ohne Hirten unher . . . niemand ist da, der sie sammelt . . . Die Menschen haben kein Verständnis, was sie tun sollen? Das ist — ein Leben ohne Sinn! Ich würde aus ihm hinauslaufen, ohne mich umzusehen. Es ist ein Jammer, wenn man etwas versteht!“

Die Mutter sah diesen Jammer im trocknen Glanz ihrer grünen Augen, in ihrem mageren Gesicht, hörte ihn aus ihrer Stimme. Sie wollte sie trösten.

„Ihr wißt doch aber, was man tun muß . . .“

Latzjana unterbrach sie leise:

„Das genügt nicht: man muß es verstehen . . . Das Bett ist fertig, legt Euch hin!“

Sie trat zum Ofen und blieb dort schweigend stehen . . . Die Mutter legte sich unausgekleidet hin, sie empfand qualvolle Müdigkeit in den Knochen und stöhnte leise.

Latzjana löschte die Lampe aus und als die Hütte von dichter Finsternis erfüllt war, ertönte ihre tiefe, gleichmäßige Stimme. Sie klang so, als wenn sie von dem platten Gesicht der schwülen Finsternis etwas abwischte.

„Ihr betet nicht . . . Ich glaube auch nicht an einen Gott . . . und an Wunder! Das alles hat man sich ausgedacht, um uns zu erschrecken.“

Die Mutter drehte sich unruhig auf der Bank herum — Unergründliche Finsternis blickte sie direkt durch das Fenster an, und in der Stille glitt hartnäckig ein kaum hörbares Rauschen dahin . . . Sie sagte fast flüsternd und ängstlich: „Was Gott betrifft, so weiß ich nicht . . . Aber an Christus glaube ich, an den lieben Herrn und an sein Wort, Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst . . . ja, daran glaube ich!“

Und plötzlich fragte sie ratlos:

„Wenn es aber einen Gott gibt, warum hat er uns mit seiner Kraft verlassen? Warum hat er es zugelassen, daß sich die Menschen in zwei Welten geteilt haben . . . Warum duldet er, wenn er barmherzig ist, die Qualen der Menschen und den gegenseitigen Spott? . . .“

Tatjana schwieg. In der Dunkelheit trat der schwache Unrüh ihrer geraden Gestalt hervor. Die Mutter schloß bekümmert die Augen.

Plötzlich ertönte eine mürrisch stöhnende, kalte Stimme: „Den Tod meiner Kinder kann ich weder Gott noch den Menschen verzeihen . . . niemals! . . .“

Frau Blawow richtete sich unruhig auf, ihr Herz hatte die Heftigkeit des Schmerzes begriffen, den diese Worte hervorgerufen.

„Ihr seid jung, werdet noch Kinder bekommen . . .“ sagte sie freundlich.

Das Weib antwortete nach einer Weile im Flüsterston:

„Nein, der Doktor sagt, ich werde nie mehr gebären . . .“

Eine Maus lief über den Fußboden. Es knackte etwas trocken und laut und zerriß die unbewegliche Stille mit einem unsichtbaren Klangglitz. Und wieder hörte man das Rauschen des Herbstregens auf dem Strohdach. Es tastete auf dem Dach, wie von erschredten, zarten Fingern. Und trostlos fielen die Wassertropfen auf die Erde und bezeichneten den langsamen Verlauf der Herbstnacht . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Hirsche schrei'n.

Von Ernst Scheider.

Zwei junge ostpreussische Gänge mit flinken Gängen zogen den Wagen. Wenn der anständige Federn gehabt hätte, und wenn die Fahrt über den Berliner Asphalt oder auf einer unserer prachtvollen Heerstraßen sich abgespielt hätte, dann wäre es wahrscheinlich ein reines Vergnügen gewesen. Das Schleudern und Hopfen auf den ausgefahrenen Knüppel- und Sandwegen aber war eine rechte Marter.

Wenn man das zwei Stunden lang aushält, ohne seinen Humor zu verlieren, dann muß man ganz davon überzeugt sein, daß das Ziel des Schweißes der Edeln wert ist.

Nun, davon waren wir überzeugt, der martialische, blondhärtige Förster und ich.

Die verspäteten Sommergäste im Forsthaus sind ganz aus dem Häuschen geraten, als er bei Tisch davon erzählte.

„Da müssen wir hin!“ — „Bitte, bitte, Herr Förster!“ — „So was hab' ich schon längst sehen wollen!“

Er hatte sich der Neugierigen kaum erwehren können.

„Gut, gut — aber wir werden in zwei Partien fahren müssen. 's ist höllisch weit.“

„Sie werden doch nicht!“ mahnte ich ihn, als wir allein waren. „Das ritterliche Turnier Ihrer geweihten Edelinge diesen profanen Augen preisgeben! Der Sensationslüsternheit hysterischer Damen und abgewirtschafteter Männer!“

„Fällt mir ja gar nicht ein!“ sagte der biedere Forstmann, in dem etwas von einem Idealisten steckte. „Ich vertraue die Herrschaften nur von Jahr zu Jahr. Das kostet nichts und macht ihnen das Wiederkommen leichter.“

„Aber wir beide —“, tippte ich an.

„Machen wir!“

Vom Nachmittagskaffee hatten wir uns einzeln weggeschlichen. Am Dreikreuzweg, draußen beim Jagen 12, wartete Jochen mit der „Jagdwurst“, diesem sonderbaren Gefährt, das mit gewissenhaftester und niederträchtigster Genauigkeit ausschließlich zu dem Zweck konstruiert schien, alle Eingeweide der Jagdlustigen wie die Ingrebienzien eines Rudenteiges durcheinander zu rühren. Die Fahrt auf diesem Armsünderwehler war eine ausgiebige Strafe für unsere splendid isolation.

Und doch hüpfte mein Herz mehr noch aus Begeisterung, als aus rein mechanischen Gründen.

Der Herbstwald war unergleichlich prachtvoll im goldigen Schimmer der Abendsonnenstrahlen, die ihn durchsträgten, mit feinen hier und da aufleuchtenden Rurpurtinten, diesen grandiosen Wunden, an denen seine Sommerschönheit sich verblutete.

Enger und enger wurden die Wege. Aufsteigende Schatten verschluckten mehr und mehr das Licht. In der dunkelnden Stille vernahm man nichts als das Knirschen der Räder, das verhaltene Schnauben der Gänge und das weiche Gesinken ihrer Hufe.

Bald auch das nicht mehr. Der Boden wurde moorig. Ein tiefer schwarzer Graben zog sich zu Seiten des Weges hin. Mit einem Ruck hielt der Wagen. Die beiden Pferde stemmten sich schauernd rückwärts, warfen die Köpfe hoch und spritzten weiße Schaumflocken von den zitternden Mäulern.

Ein geheimnisvolles Etwas löste sich aus dem Graben los. Etwas Ungeheuerliches schien sich da zu entwickeln, doppelt unheimlich in dem unsicheren Zwielicht, das inzwischen eingetreten war.

Ein starker Hirsch kam auf den Weg herauf und stand furchtlos mitten auf unserem Pfad. Sein gewaltiges Geweih war über und über mit Morast und gebrochenen Zweigen bepackt; sein heißer Körper rauchte und dampfte von dem schwarzen Schlamm, worin er seine Brunst gelüftet hatte. Wie ein Sagen-tier ragte der Walder Fürst in drohender Schreckgestalt vor uns auf.

Minuten, die kein Ende zu nehmen schienen. Dann wendete er sich ab und schritt wiegend fürbass ins Gehölz.

Mit der Peitsche brachte Jochen die bebenden Pferde endlich an der Stelle vorbei.

„Eine Viertelstunde noch!“ sagte der Förster.

Dann gingen wir weitere tausend Schritte zur Waldwiese hinunter.

In zähen, weißen Schwaden zog der aufsteigende Nebel über die weite Fläche hin, die ganz von uraltem Holzbestand umringt war. Noch war die Bühne leer. Das grandiose Schauspiel hatte noch nicht begonnen.

Da — —, weit unten ein grollendes, drohendes Brüllen, das mit erschütternder Gewalt über die Wiese rollte und an den Wällen der Bäume sich brach. Wir führten die Felsstecher an die Augen. Majestätisch, mit hochgehobenem Haupt trat der riesige Flachhirsch auf den Plan, dicht gefolgt von seinem ansehnlichen Harem.

Elf stattliche Tiere, ergebene Sklavinnen seines Herrenwillens, standen hinter ihm. Langsam schritt er vorwärts, fast bis in die Mitte der Wiese. Und wieder schmetterte er seinen Kampfruf.

Ein Krachen im Gezweig. Dann donnernde Antwort von der anderen Seite des Waldes. Ein mutiger Feind erscheint. Die Gegner messen sich und nähern sich einander. Dann senkt der Flachhirsch das mächtige Geweih und stürmt vorwärts. Es hat einen Augenblick den Anschein, als würde der andere seinen Angriff erwarten. Aber nein! Er hat es eingesehen, daß er diesem Verteidiger seines Liebeshofes nicht gewachsen ist. Zu rechter Zeit noch springt er ab und sucht sein Heil in der Flucht.

Der Sieger hält den Feigen der Verfolgung nicht für würdig. Stolz schreitet er zu seinen Sklavinnen zurück, die ruhig beisammen stehen, als ginge sie der ganze Lärm nichts an. Sie drehen die Köpfe und äugen gar unschuldsvoll mit ihren Lichtern, als hätten sie ihr Leben der Treue eingeschworen. O, diese argen Koletten!

Sie wissen es wohl, daß der schlanke Kavaliere, der um so viel jünger ist, als ihr tyrannischer Gebieter, irgendwo in der Nähe Galt gemacht hat und listig darauf lauert, daß ein Stärkerer ihren Weiser in wütendem Kampf beschäftigt. Dann wird er eilig sich heranschleichen und ein paar Schöne sich herausgreifen zu rascher Entführung. Wie gern werden sie ihm dann folgen!

Und wieder ertönt der Wald von dem Schreien des Flachhirsches, und gewaltige Antwort donnert von fernher.

Ein Ebenbürtiger tritt aus dem Dickicht. Ohne Bögen nehmen beide einander an. In langen Säben sind sie sich nahe gekommen. Jetzt neigen sie die mächtigen Häupter, und die gewaltigen Stangen krachen aneinander. Die Hufe wühlen das Erdreich auf. Mit der ganzen Wucht ihrer dampfenden Leiber bedrängen sie einander, — aber keiner weicht um Linienbreite der Wut des anderen. Gleichzeitig gleiten sie auf ihre Knie nieder und versuchen es so, einander einen Vorteil abzurufen. Vergeblich!

Richtig, — da stiehlt sich schon ein feiger Galan an den teilnahmslosen Harem heran und girrt und lockt. Und mit scheuem Spähen nach dem um sein Leben kämpfenden Herrn trippelt eine um die andere der verräterischen Damen hinter dem verschmigten Liebhaber her, der Eile zu haben scheint, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Als hätte der so schmählich Betrogene das bemerkt. Zu einem letzten Kraftauswand strammt er alle seine Muskeln an. Der zähe Gegner rutscht um einen Zoll zurück — und noch um einen Zoll —, jetzt weiß er, daß er nicht lange mehr wird standhalten können. Er weiß, daß ihm nur noch die Wahl bleibt, den richtigen Moment zu einem raschen Seitenprung abzulauern, um dann vielleicht dem starken Feind sein Geweih in den Bauch zu rennen.

Er versucht es, die Stangen, die sich mit denen des Gegners fast unentwirrbar verschränkt haben, frei zu bekommen. Jetzt ist es ihm geglückt. Blühschnell springt er auf. Schneller aber steht

Der Gewaltige auf den Käufen und führt früher den fürchtbaren Todesstoß, der ihm zugebracht war.

Ein Tapferer bricht zusammen. Während der Sieger an der Leiche des Gefallenen von neuem sein erschütterndes Gebrüll anhebt, kommen drei schöne Tiere quer über den Wiesenplan und gesellen sich dem gelichteten Harem. Das sind die Frauen des Besiegten, die nur das Ende des Kampfes abgewartet haben, um strupellos dem ihre junge Schönheit zu schenken, der von beiden Reden der glücklicheren sein würde.

Wer weiß aber, ob sie nicht nochmals ihren Herrn wechseln werden. Denn schon wieder kündigt sich ein neuer Feind an, der selbstbewußt, im stolzen Gefühl seiner frischen, noch unermüdeten Kraft aus dem Walde herausschreitet. Sieger, wehre dich deines Lebens!

Kleines feuilleton.

Farben tierischen Ursprungs. Eine ganz allgemeine Einteilung gruppiert die zahlreichen oder besser gesagt die zahllosen Farbstoffe in natürliche und künstliche und diese ersteren wieder in mineralische, pflanzliche und tierische. Seit dem kolossalen Aufschwung der künstlichen oder Teerfarbstoff-Industrie haben die natürlichen und besonders die dem Tierreich entstammenden Farbstoffe an Bedeutung verloren, ja für den Handel haben sie teilweise nur noch historisches Interesse, so weit sie über ihren Gewinnungsort nicht hinauskommen. Einige von ihnen, wie Karmin, Kermes, Lac-Dye, Indischgelb und Sepia sind noch, wenn auch nicht im früheren Umfange, im Gebrauch.

Das Rohmaterial des Karmins war schon lange vor der Entdeckung Amerikas in Gebrauch, galt aber bis ins erste Viertel des 18. Jahrhunderts für pflanzlichen Ursprungs. Von der in Mexiko heimischen Scharlachschilblaus, die auf den Kopallakten wild lebt und im ganzen Amerika, in Spanien, Alger und auf Java gezüchtet wird, werden die flügellosen, etwa 4 Zentimeter langen, dunkelvioioletten Weibchen gesammelt, in heißem Wasser getötet, sodann getrocknet und als silbergrau bis schwarze Droge, Cochenille genannt, in Binien- oder Pappstücken zu je 75 Kilogramm versandt. Das Cochenillezuchtgen begn. Sammeln ist kein leichtes Geschäft, gehören doch rund 150 000 dieser Insekten auf ein Kilogramm Cochenille. Zieht man die Cochenille mit heißem Wasser aus, so erhält man durch Zusatz geringer Mengen Säuren ein feines, rotes Pulver, das getrocknet und gepreßt den Karmin des Handels liefert. Die Einzelheiten der Fabrikation sind Geheimnis der betreffenden Betriebe. Beim Behandeln der Cochenille mit Alaun und anderen Salzen entsteht der schön rote Karminlack, der unter den Bezeichnungen Florentiner Lack, Wiener und Pariser Lack viel benutzte Malerfarben darstellt. Bis zur Erfindung der Azofarbstoffe, mit denen sich zuerst der Bonner Chemiker Kekulé eingehend beschäftigte, benutzte man Cochenille zur Erzielung scharlachroter Farben, die in ähnlicher Schönheit mit anderen Mitteln nicht zu erhalten waren. Auch zur Herstellung roter Tinte fand Karmin Verwendung, wurde aber später durch den Teerfarbstoff Cochin verdrängt. Erhalten hat er sich seiner Ungiftigkeit wegen noch in der Konditorei zum Färben von Zuckerwaren und Likören, ferner von mikroskopischen Apparaten, bei der Herstellung gewisser Schminken und zu Wasser- und Oelfarben.

Einen gelblichroten, dem Karmin verwandten Farbstoff ergibt die aus Persien stammende Kermeschilblaus, die in Form braunroter, erbsengroßer Körner auf den Markt kommt. Die Kermeschilblaus ist sehr alten Datums; der bekannte römische Schriftsteller Plinius beschreibt sie ausführlich. Bis zur Erfindung der Teerfarben benutzte man Kermes, um ein gutes Dunkelrot zu erhalten, wohl auch als Ersatz des Karmins. Wie wertvoll der Farbstoff war, geht am besten daraus hervor, daß die Spanier ihren Tribut an die Römer zum Teil in Kermeskörnern bezahlten. Der noch hier und da vorkommende Name Kermesbeeren zeigt, daß man diese Schilbläuse lange Zeit gleichfalls für pflanzliche Gebilde hielt.

Weitere der Cochenille ähnliche Farbstoffe sind Lac-Dye und Lac-Lac, die beide von der in Ostindien auf den Zweigen der Ficusarten lebenden Schilblaus stammen. Diese Schilblaus bohrt sich in den Baum ein, wird von dem aussiehenden Milchsaft der Pflanze umhüllt und vertrocknet mit ihm zu einem festen Harz. Die Zweige der Bäume kommen dann mit der Harzschicht als Stodlack in den Handel, während man das durch Abklopfen gewonnene Harz Körnerlack nennt. Durch Ausziehen des Körnerlacks mit SodaLösung und Fällen von Alaun scheidet man Lac-Lac ab, aus dem dann wieder auf chemischem Wege Lac-Dye oder Färberlack gewonnen wird, der als tiefdunkelbraunes bis schwarzes Pulver, wohl auch in Tafeln in der Wollfärberei Verwendung findet.

Ein anderer animalischer Farbstoff ist das Indischgelb, Purée oder Biuri, das aus dem Harn von Kühen gewonnen wird, die mit den Blättern des Mango, jenes ostindischen Baumes, dessen orangegelben, melonenartigen Früchte sowohl roh als auch eingemacht ein Lieblingsobst vieler Tropengegenden bilden, gefüttert werden. Man erhitzt den Harn im frischen Zustande in irdenen Gefäßen, preßt die sich ausscheidende gelbe Verbindung in Tüchern ab und brinat sie getrocknet auf den Markt. 3/4 Liter Harn, die durch-

schnittliche Tageslieferung einer Kuh, enthalten etwa 56 Gramm Purée, dessen eigentlich farbende Bestandteile das Magnesium- und Calciumsalz der Eugantinsäure bilden. Indischgelb findet in der Hauptsache als Aquarell- und Oelfarbe in der Kunstmalerei Verwendung.

Eine braune Aquarellfarbe, die am Licht sehr beständig ist, wird aus dem Tintenbeutel des Tintenfisches gewonnen und kommt als Sepia auf den Markt. Der in der Mantelhöhle des Fisches befindliche Beutel führt eine dunkelbraune Flüssigkeit, die das Tier, sobald es in Gefahr ist, zu seinem Schutze ausspricht und hinter deren Wolke es sich verbirgt resp. entflieht. Man fängt den Fisch, löst den Beutelinhalt in Natronlauge und fällt aus dieser Lösung mit Säure einen braunen Niederschlag, der mit Gummi-Lösung vermischt in Form von Tafeln verläuft wird.

Fast ganz verdrängt durch die Cochenille bzw. von den Teerfarben ist der Farbstoff der Purpurschnecke, aus denen das Altertum die berühmte Purpurfarbe herstellte.

Dr. G. Wiesenthal.

Medizinisches.

Der Wahnsinn im modernen Krieg. Eine der grausamsten Enthüllungen, die über die Wirkungen des letzten großen Krieges in Ost-Asien geschähen, waren die Veröffentlichungen russischer Aerzte über die Häufigkeit und die Art des Auftretens von Geisteskrankheiten im russischen Heer. Die Untersuchungen darüber sind erst vor kurzem zum Abschluß gekommen, und ihre Ergebnisse liegen jetzt in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie“ aus der Feder von Dr. Avtokratov vor. Dieser Arzt war damit beauftragt worden, eine Organisation zur Ausschließung und Behandlung dieser Krankheitsfälle zu schaffen und trat infolgedessen an die Spitze des Zentral-Arztstabs für geistesranke Soldaten, das in Charbin errichtet worden war. Wie so manche Maßregel im russischen Heer, geschä auch diese zu spät, denn es war von vornherein zu erwarten, daß bei einer so gewaltigen Truppenansammlung und den ungeheuren Strapazen und der Nervenanspannung der modernen Kriegsführung eine mehr oder weniger große Zahl von Geisteserkrankungen vorkommen würde, und dieser Voraussicht hätte sogleich begegnet werden müssen. Statt dessen war überhaupt nicht die geringste Vorkehrung in dieser Beziehung getroffen worden, und man kann sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, zu welchen Szenen es infolgedessen im russischen Heerlager und in den Feldlazaretten gekommen ist. Das Asyl in Charbin wurde erst am 15. Dezember 1904, also fast ein Jahr nach dem Ausbruch des Krieges, eröffnet und ist bis zum 18. März 1906 in Tätigkeit gewesen. In dieser Zeit hat es nicht weniger als 1349 Kranke aufzunehmen gehabt, darunter 275 Offiziere. Zwischen Offizieren und Mannschaften zeigte sich auch hinsichtlich der Formen der Geisteskrankheit ein merkwürdiger Unterschied. Gerade unter den Offizieren war der chronische Alkoholismus, zu deutsch: der Säuferswahn, die gewöhnlichste Form der Geisteskrankheit, die mehr als ein Drittel sämtlicher Fälle einschloß; außerdem kamen nur noch neurasthenischer Wahnsinn und allgemeine Paralyse häufiger vor. Zu Friedenszeiten ist die allgemeine Paralyse die häufigste Geisteskrankheit in russischen Offiziersstand, und der Alkoholismus steht erst an zweiter Stelle. Unter den Mannschaften waren diese beiden Arten der Erkrankung verhältnismäßig erheblich geringer, indem der Säuferswahn z. B. nur etwa 10 Proz. betraf; vielleicht, sagt der rücksichtsvolle russische Arzt, macht die schwerere Verantwortlichkeit der Offiziere diesen Unterschied erklärlich. Unter den gemeinen Soldaten waren die epileptischen Formen der Geisteskrankheit vorherrschend und nahmen rund 28 Proz. der Fälle in Anspruch, an nächster Stelle auf der Liste standen dann Alkoholismus und „Bewirtheit“. Die Häufigkeit epileptischer Geisteskrankheiten ist besonders auffällig, da sie zu Friedenszeiten verhältnismäßig selten sind. Teilweise mag dieser Umstand auf die weniger sorgfältige Auswahl der Rekruten zurückzuführen gewesen sein, in gewissem Grade jedenfalls aber auch auf einen unmittelbaren Einfluß der kriegerischen Ereignisse. In mehreren Fällen nämlich wurde festgestellt, daß diese Soldaten nicht das geringste Merkmal einer Nervenkrankheit gezeigt hatten, ehe sie an einem schweren Gefecht teilgenommen hatten, in dessen Verlauf sie dann von heftigen Krämpfen und darauffolgendem epileptischen Wahnsinn befallen wurden. Geistesstörungen im Gefolge von Verwundungen waren verhältnismäßig selten. Obgleich die angegebene Zahl von behandelten Geisteskranken schon hoch genug erscheinen mag, ist sie ohne Zweifel durchaus nicht erschöpfend, denn nur solche Fälle, bei denen sich die Geisteskrankheit bald nach Eintritt der Kampfesunfähigkeit einstellte, sind in dem Asyl zu Charbin behandelt worden. In den Wahnvorstellungen spiegelte sich vielfach das Milieu wieder, indem die Kranken an panischem Schrecken, an Halluzinationen plägender Granaten, an der Vorstellung einer Verfolgung durch Feinde usw. litten.

Aus dem Tierleben.

Daß die Bienen ein Gedächtnis für die Zeit besitzen, folgert Prof. A. Forel in Ivorne (Schweiz) aus einem Erlebnis, das er im vergangenen Sommer in seinem Hause zu Chigny bei Morges (Schweiz) machte. Die „Naturw. Wochenschr.“ berichtet darüber: Forel hält seit 1901 im Garten einen Bienenstock, aber trotzdem im Sommer regelmäßig die Nachtseiten im Freien auf der Terrasse eingenommen werden, kam doch nie eine

Wiene bei Tisch zur Tafel geflogen. Im Juni des letzten Jahres kochte nun eine in der Nachbarschaft wohnende Frau Kirschchen und setzte dieselben zum Erliegen an ein Fenster, das in einer Linie zwischen dem Wienenstode und der Forelschen Terrasse liegt. Eine Wiene mag nun durch Zufall die Kirschchen am Fenster entbedt haben, und bald darauf stürzten sich dicke Schwärme der Bienen auf die Früchte. Seit der Zeit richteten die Bienen ihre Aufmerksamkeit auch auf die übrigen Fenster der Umgegend, und so entdeckten sie auch eine Schale mit Eingemachtem, die an einem Fenster der Terrasse stand. Eine Wiene fand denn auch die Konfitüren, die auf dem Tisch der Terrasse standen, naschte davon und kam zu wiederholten Malen wieder. Am nächsten Tage erschien sie in Begleitung zweier anderer Bienen, und bald wuchs die Zahl der besuchenden Bienen immer mehr an; sie setzten sich auf die Tassen und Teller und suchten überall nach dem Eingemachten. Am Morgen blieben nun die Konfitüren 2 bis 2½ Stunden auf dem Tische stehen, am Nachmittag nur etwa ½ Stunde, und am Mittag kamen gar keine Süßigkeiten auf den Tisch. Diese Unterschiede hatten die Bienen bald gemerkt. Anfangs schwärmten einige wenige Bienen auch zur Zeit des Mittagessens um die Tafel, aber bald ließ sich keine einzige mehr sehen, da es ja für sie nichts zu holen gab. Desto größer wurde die Zahl der ungeladenen Gäste am Morgen, einmal mußte sich sogar die Familie vom Frühstückstisch erheben und flüchten. Auch am Nachmittag um 4 Uhr kamen Bienen angeflogen, aber ihre Zahl war nur gering. An einem der nächsten Tage ordnete Forel an, daß am Morgen keine Konfitüren auf den Tisch gestellt wurden. Die Bienen kamen wie gewöhnlich und umschwärmten die Tafel, immer 12 bis 15 auf einmal; sie ließen sich auch auf den Tassen, Tellern und Töpfen nieder und suchten nach der gewohnten Speise, aber vergeblich. Am folgenden Morgen kamen schon weniger Bienen an, sie setzten sich auch nur selten nieder, und bald waren alle wieder verschwunden. Am nächsten Morgen spielte sich dieselbe Szene ab. Aus den mitgeteilten Tatsachen schließt Forel, daß die Bienen nicht nur ein Gedächtnis für den Ort, sondern auch für die Zeit haben. Sie kamen am Morgen, wo sie viel Süßigkeiten auf dem Tische fanden, in großer Zahl mehrere Tage nacheinander; am Mittag, wo es nichts für sie gab, kamen sie nur einmal, und am Nachmittag, als die Speise nur kurze Zeit auf dem Tische stand, ließen sich nur wenige Bienen sehen. Forel bemerkt noch, daß in jener Zeit die Temperatur auch am Mittag eine angenehme war, daß also nicht etwa eine zu große Mittagshitze die Tiere ferngehalten hätte.

Humoristisches.

— Die umschriebene Biene. Im Prozeß Noeren-Schmidt erklärte ein Verteidiger zu der Frage der Präjudikation den Ausdruck „es seien die Fäden heruntergefliegen“ für übertrieben. Vater Müller habe nur von einem Epidermisverlust gesprochen.

Noch gemüthlicher sollen sich einmal zwei Stationsärzte ausgesprochen haben, die in amtlicher Eigenschaft so einer Prozedur in Afrika beiwohnten:

„Fliegt da nicht etwas in der Luft herum?“

„Etwas Epidermis. Der Schwarze mausert sich gerade. Mit zunehmendem Alter verlieren wir alle mancherlei: Haare, Zähne, und so verliert dieser Mißbruder eben etwas Haut.“

„Ganz recht, ganz recht, ich selbst habe gestern meinen Bleistift verloren, aber das ist doch nicht ganz dasselbe. Hier scheinen Wunden vorhanden zu sein.“

„Ich bemerke nur einige Renommierschmisse auf dem zweiten Gesicht. Steht ihm ganz gut, dem Afrikaner.“

„Aber er schreit doch so!“

„Allerdings, er singt ein wenig. Aber glauben Sie mir, Caruso singt noch lauter. Ueber die Motive dieses Niggergesanges kann man ja verschiedener Meinung sein. Ich halte dieses Könen für ein Dankgebet zu Ehren der Stationsleiter oder für eine Gnadenarie zum Besten des Profossen, der seine Arme so fürchtbar anstrengen muß!“

— Gefaßt! Der Fremde: Na, endlich haben sie einen erwischt!

Der Berliner: Ach nee, Männchen, das ist bloß 'ne Aufnahme für den Kinematographen.

(„Luftige Blätter“.)

Notizen.

— Theaternachrichten. Im Neuen Schauspielhaus ist die Aufführung von „Judith“ auf Mittwoch, den 9. Oktober, verlegt worden. — Im Neuen Theater findet die Uraufführung des Lustspiels „Die Waffen wieder“ erst am Dienstag, den 8. Oktober, statt.

— Hohenzollern-Kunst. Bürgerliche Blätter melden: Das Treppenhaus der Akademie der Künste am Pariser Platz in Berlin wird jetzt mit dem großen Friesen von Gd. Schap geschmückt, der das gesamte Leben Kaiser Wilhelms I. in sinnreichen Allegorien darstellt. Der Fries entstand zum 90. Geburtstag des alten Kaisers und war damals an der Fassade des Akademiegebäudes unter den Bänden angebracht.

Wie viele Treppenhäuser werden da noch herhalten müssen, wenn alle solche Gelegenheitsfächer der Kunst zu Ruh und zur Lehr aufgehängt werden sollen?

— Was der preussische Kultusminister nicht zu wissen braucht. Prof. Artur Kampf wurde in sein Amt als Präsident der Akademie der Künste eingeführt. Bei solchen Anlässen wird geredet und zwar meist gleichgültiges Zeug. Indes das ist einmal so und interessiert niemanden weiter. Ueber den Rahmen des bei solchen Anlässen Herkömmlichen und zu Tolerierenden geht es indessen, wenn der neue Kultusminister Solle die sehr feste und durch nichts zu beweisende Behauptung aufstellte, daß es zur Förderung der wahren Kunst keine bessere Institution gebe als die Akademie.

Das Umgekehrte ist der Fall. Akademien waren noch fast immer Geminstätten und Marterpfähle für die künstlerische Entwicklung. Die Erziehung, die in diesen Dingen nicht bewandert zu sein scheint, sollte einmal bei „wahren“ Künstlern anfragen, was sie von Akademien halten, insbesondere von der preussischen.

— Der Großherzog von Baden, der Tod und — das Loyale Geschäft. Eine bayerische Kunstanstalt versandte unterm 28. September auf schwarz umrandertem Papier folgendes Schreiben, das die „Frankf. Ztg.“ mitteilt: „Euer Hochwohlgeboren! Der Ausschichtsrat unserer Anstalt hat mich beauftragt, Ihnen verehrten Gönnern im Großherzogtum Baden anlässlich des Hinscheidens ihres hochedlen Fürsten den Ausdruck unserer allerhöchsten Verehrung und Hochachtung, in der wir das Andenken an seine königliche Hoheit den Großherzog Friedrich bewahren, zur Kenntnis zu bringen. Ich leiste diesem Auftrage mit der aufrichtigen Empfindung Folge, wie sehr unser deutsches Vaterland zu preisen ist, die Wiege solch' außerordentlich achtungswürdiger Regenten zu sein. Empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit. K. J., Direktor.“

Die amerikanische Grabsteinreflexe, von der wir hier kürzlich Proben gaben, ist in Deutschland mindestens erreicht. In Geschäftssachen und Patriotismus läßt sich der Deutsche von niemand übertreffen.

— Eine Gesellschaft für die Vollsunde der Zigeuner hat sich in England aufs neue gebildet, nachdem eine Vorgängerin bereits eingegangen war. Das erste Heft ihrer Zeitschrift bringt einen Artikel über den Ursprung der Zigeuner. Die Zigeunersprache weist auf einen Zusammenhang mit den Sprachen in Kaschmir am Himalaya hin. Freilich fehlen noch manche Verbindungen. Vielleicht ist das räthelhafte Voll aber auch mit dem indischen Urvolle der Drabida verwandt. Die neue Gesellschaft hofft, durch anthropologische Untersuchungen die Stellung der Zigeuner zu anderen Völkern zu ermitteln.

— Ein Triumph der drahtlosen Telegraphie. Der amerikanischen Marine ist es gelungen, auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie einen außerordentlichen Meßort aufzustellen. Ein Telegramm aus San Francisco meldet, daß der Kreuzer „Pennsylvania“ im Pacifischen Ozean aus einer Entfernung von mehr als 4000 englischen Meilen von der Küste drahtlose Meldungen abgab, die von der Station Savannah in Georgia registriert und richtig aufgenommen werden konnten. Die elektrischen Wellen mußten dabei nicht nur die gewaltige Entfernung auf dem Meere, sondern auch die ganze Breite der Vereinigten Staaten durchqueren, eine Aufgabe, deren Lösung von den Fachleuten einswelken als kaum möglich angesehen worden war.

— Fach oder Branche? Die „Deutsche Uhrmacher-Zeitung“ brachte vor einiger Zeit einen Aufsatz mit dieser Ueberschrift, in dem sie, wie auch sonst mehrfach, für reine deutsche Sprache eintritt. Sie habe schon seit Jahren — hieß es da, — das Fremdwort „Branche“ aus ihren Spalten entfernt, und sie hoffe, es auch immer mehr aus den Anzeigen schwinden zu sehen. Der Franzose vergleicht die einzelnen sich vom Hauptstamm abtrennenden Richtungen mit Ästen und Zweigen oder auch mit Nebenflüssen, denn das Wort „brancho“ bezeichnet im Französischen einen Ast oder Zweig, aber auch den Nebenarm eines Flusses; der methodisch denkende Deutsche aber wünscht sie in allerhand Fächer geordnet wie in der Altenstufe. „Man lasse also den Franzosen die „branchos“ und bleibe im Deutschen bei den Fächern!“ Weiterhin wird auf die „einem seinen Ohre Entgehen erregende falsche Aussprache“ hingewiesen, und mit vollem Rechte, denn wirklich französisch hört man es im Zusammenhange der deutschen Rede fast nie ausgesprochen. Aber es ist wirklich ergötzlich zu sehen, wie sich die lieben Deutschen damit abquälen: die einen können den Nasenlaut und den sch-Laut nicht scharf genug aussprechen und meinen damit wohl der französischen Aussprache am nächsten zu kommen, betonen dazu aber dann das o viel zu schwer; die anderen aber säuseln so leicht wie möglich ein weiches sch, wie es ja in so vielen französischen Wörtern gesprochen werden muß (Voge, Jaloussie u. a.), aber in brancho nun gerade nicht. Dabei läßt sich dieses häßliche und schwer zu sprechende Fremdwort aufs leichteste vermeiden, wenn man außer Fach je nachdem Fachgebiet, Zweig, Beruf, Berufs-zweig, Geschäft, Geschäftszweig, Gebiet, Sondergebiet, Verein, Arbeitsfeld, Kreis unter andern sagt.